Sprachraum

Autor(en): **Weber, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1998)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422051

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sprachraum

Von Peter Weber

(Geb. 1968 in Wattwil/Toggenburg; lebt als freier Schriftsteller in Zürich und unterwegs. Werke: Der Wettermacher, Roman, 1993; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.)

Im Ersatzzug von Zürich nach Hamburg: Morgens um 05.57 Uhr bin ich der einzige Reisende im Sechserabteil, sitze schlafnah im bräunlich-orangen Plüsch aus den Siebzigerjahren. In Basel steigt eine Familie zu – der beleibte Mann mit Krücken, seine Frau, die Tochter und Hund, für den sie ein Kinderbillet zu bezahlen hatten, was innerfamiliär Anlass zu Diskussionen gibt. Alle tragen Jeans. Den Sitzplatz für den Hund, der sich schnell unter die Bänke verkriecht, wollen sie bis Hamburg besetzt halten. Halbwach komme ich in den Genuss eines schwäbischen Familienidioms: Der Vater ist tonangebend, stammt offenbar aus dem Schwarzwald, die Tochter redet ganz in der Vatersprache, die Mutter aber führt Wort, gleicht ihren Dialekt, der entfernt bayrisch tönt, dem ihres Mannes an – daraus wird eine Art Ostschweizerdeutsch mit schweren Vokalen, rauhen und kantigen Konsonanten, das meinem Dialekt ähnelt, das Partizip Perfekt in selber Weise auskürzt («Er het gseit»), jedoch mit Imperfekt konstruiert wird («I war in Gmünden»). Auf mein Reiseziel angesprochen, gebe ich in meinem Dialekt Antwort. Erst als der Schaffner erscheint, wird hochdeutsch geredet. Ihm werden einige grundsätzliche Fragen – die Reisebedingungen betreffend – gestellt, so erfahren wir, dass es weder Erstklassabteile noch einen Speisewagen gibt, dass die Ankunftszeiten und Anschlüsse nicht gesichert sind. Der Schaffner bringt eine Reihe von Mutmassungen und Entschuldigungen in einer Sprache vor, die ich als Sächsisch zu erkennen glaube, jedenfalls dem nördlichen Ostrand des Sprachraumes zugehörig. Sein Amtsdeutsch, sächsisch umkringelt, tönt wunderlich genug, seine Entschuldigungen erhalten dadurch etwas Gesungenes, Gewundenes, ein Klageton liegt in der zerratterten Luft, den der Schaffner weiterträgt (bereits im nächsten Abteil hat er wieder Buss- und Abbittarbeit für die Deutsche Bahn zu leisten, die ausser Fahrplan fährt), verflüchtigt sich erst mit dem Klingelzeichen des Wägelchens, das Kaffee verheisst. Der Verkäufer – offensichtlich aus dem Südosten Europas und des Deutschen erst in Grundzügen mächtig – versteht die kleinen Witze und Anspielungen meines Sitznachbarn, den der Duft von Kaffee in schwatzhafte Euphorie versetzt, nicht wirklich, lächelt trotzdem pointengenau (scheint sich Witze derselben Art gewohnt zu sein), antwortet auf

meine Frage, ob er auch Schweizer Franken annehme, mit einem «Klar», in das ich Reaktionsmuster eingeschliffen höre: Auch ich hatte, zum ersten Mal in Berlin, erkannt, dass man sich reaktionsschnell der Aufmerksamkeit seines Gegenübers versichern muss (indem man ihm beipflichtet, sein Reden mit Affirmation flankiert). «Alles klar», sagt der Kaffeeverkäufer anstelle des Dankeschöns fürs Trinkgeld.

Als der Familienvater am Bahnhof Karlsruhe eine Zeitung kaufen will, biete ich ihm meine Schweizer Zeitung an, worauf sich die Tochter veranlasst sieht, mit mir in einem Schweizerdeutsch zu reden, das offenbar ihre Arbeitssprache ist, die sie, wie sich herausstellt, im Kanton Aargau gelernt hat. Es ist ein aufgedonnertes Zürichdeutsch, das sie offenbar für Hochschweizerdeutsch hält, wobei auffällt, dass sie die Diphtonge absonderlich gedehnt ausspricht («foif», «chloibe», «Chaib»).

Zwischen Mannheim und Frankfurt höre ich im schmalen Gang einen Münchner, der sich über den rüden Umgangston in Berlin auslässt und von einem Hessen bestärkt wird. In Göttingen jedoch steigt eine Dame in beigem Sommerrock ins Abteil, die ein schönes, nördliches Deutsch vorführt, das Hochdeutsch zu nennen wäre. Die Frau redet unentwegt, stellt meinen verdutzten Nachbarn, die sie für Schweizer hält, die seltsamsten Fragen. («Was halten Sie in der Schweiz vom Euro?») Die bedauernswerten Leute sind nicht befähigt, der schnelleren Zunge klarzumachen, dass sie eigentlich Deutsche sind, beäugen sich innerfamiliär ratlos, was die Schnellrednerin dazu bringt, Antworten gleich selber nachzuschieben. («Davon haben Sie in der Schweiz wahrscheinlich eine andere Auffassung.») Mich hält die gute Frau, als ich zwei Sätze einwerfe, die ich in mein bestes und höchstes Deutsch kleide, ja sauber ziseliere, dünnlippig konsonantenrein spreche – für einen Österreicher. Während wir über Österreich reden, beginne ich Hochsprache mit schneller werdender Zunge zu formen, giesse in der Hast neue Wendungen, dabei kommt mir die Formbarkeit (Substantivierungen/Verbalisierungen/Dynamisierungen usw.) der deutschen Sprache entgegen. Der Dialekt sitzt tiefer, als man glauben würde – im Rhythmus, in den Bewegungsabläufen, im Zungenschlag. Sätze, die ich in Hochsprache gestemmt haben möchte, klingen für nördlichere Ohren immer noch deutlich eingefärbt. Erst nach Tagen im anderen Sprachraum wird die Zunge erfahrungsgemäss wendiger. Selbst dem Geschriebenen wohnen dialektale Eigenheiten inne, im rhythmischen Gefüge der Sätze. Mein Dialekt ist vokalischer als das Hochdeutsch der gegenübersitzenden schnellredenden Dame, die stark konsonantisch konturiert, dadurch flacher spricht, schein-

bar gezielter. Der Eindruck, dass ihre Sprache horizontal organisiert sei, mag im durchs Flache rasenden Ersatzzug verstärkt worden sein. Je nördlicher wir sind, desto deutlicher fühle ich, wie mein Dialekt nicht mehr zutrifft. Er ist vertikal organisiert, bezeichnet das Nächstliegende in der zugehörigen Landschaft genauer, das Oben und Unten, in tonalen Abschattungen, lokalen Färbungen.

Deutsch ist eine lebhafte Sprache, knetbar, modellierbar. Die so geschöpften neuen Formen (zum Beispiel Zusammensetzungen wie «Bleitrog») lassen sich kaum in die romanischen Sprachen übersetzen, am einfachsten ins Niederländische oder Englische. Deutsch taucht öfter in englischen Zeitungen auf, als wäre es eine Modesprache; die häufigsten Wörter sind: «Zeitgeist», «Waldsterben», «Hinterland», «Kindergarten».

Und meine Sitznachbarn? Schweigen, nachdem die Vielrednerin in Hannover den Zug verlassen hat, betreten. Als ich frage, wohin denn die Reise gehe, antwortet die Frau, dass ihr Gatte sich endlich seinen Inseltraum erfülle, die Insel heisse Seegarden und sei schon von den Angeln und den Sachsen besiedelt gewesen. «Mein Mann liebt eben alles Englische.» Vor Hamburg erhebt er sich unaufgefordert, beginnt von den Sechzigerjahren zu erzählen, führt den Bauch tanzen, hat nun flackernde Augen, schildert die Auftritte der Beatles im Star Club von Hamburg, die er wiederholt gesehen hatte, spielt Luftgitarre, zeigt Tanzschritte zwischen den Pfötchen seiner Hündin, singt Lieder, die auf keiner Platte sind. «Der Harrison hat ja mein Alter», sagt er, dann: «Englisch kann man singen, die können singen, die Engländer, aber Deutsch zu singen, das sollte verboten werden!»